

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

### 1. Handschriften

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

## Erstes Kapitel.

### Handschriften.

Für die Befestigung und Verbesserung der unentbehrlichen Grundlage, die alle Arten von Homerkritik in der handschriftlichen Überlieferung suchen müssen, haben die letzten Jahrzehnte Bedeutendes geleistet. Auf Arthur Ludwicks kritische Ausgabe der Odyssee ist neuerdings die der Ilias gefolgt. Unabhängig von ihm haben in England Walter Leaf und, in dessen Sinne weiter arbeitend, T. W. Allen die Handschriften der Ilias nach neuen Gesichtspunkten untereinander verglichen und zu gruppieren gesucht und haben damit, neben manchem Gewinn im einzelnen, die allgemeine Frage nach der Geschichte des Homertextes der Lösung ein gutes Stück näher gebracht. Endlich sind durch die Papyrusfunde unsere bisherigen Ansichten über diese Geschichte aufs schwerste erschüttert und, obwohl bald eine ruhigere Auffassung Platz griff, doch dauernd auf eine neue Grundlage gestellt worden, auf deren Verbreiterung und Befestigung wir noch hoffen dürfen.

Ludwicks Odyssee erschien 1889 und 1894; auf dem Titel stand: *Recensuit et selecta lectionis varietate instruxit A. L.* Der Herausgeber hatte einen Teil der von La Roche (1867) benutzten Hdss. wieder verglichen, außerdem aber mehrere, die bisher unbekannt oder wenig beachtet geblieben waren. Drei von ihnen erklärte er auf Grund sorgfältiger Prüfung, worüber die Praefatio berichtete, für älter als — von den Papyris abgesehen — alle übrigen Odyssee-Hdss.; nach ihnen im wesentlichen hatte er den Text hergestellt<sup>1)</sup>. Es

1) Auf sie bezieht sich die Leydener Dissertation von P. C. Molhuysen, *De tribus Odysseae codicibus antiquissimis* (1896), deren Verfasser alle drei vollständig verglichen hat und manche Nachträge zu Ludwicks Apparat bringt. Allen hat dann für seine soeben (in der Bibliotheca Oxoniensis) erschienene Odyssee-Ausgabe weitere Hdss. in ansehnlicher Zahl herangezogen. In der Praefatio gibt er eine Einteilung aller in 47 Familien,

waren dies: ein Mediceus (Laur. 32, 24) des zehnten Jahrhunderts, ein Laurentianus (52) derselben Zeit und ein Palatinus (45) aus dem Jahre 1201. Danach sah die Varietas lectionis ziemlich anders aus als bei La Roche, der Text selbst war nicht wesentlich geändert. Wenn bis dahin Immanuel Bekkers Ausgabe von 1843 als beste Darstellung des überlieferten Textes gegolten hatte, so zeigte sich jetzt, daß sie dieses Vertrauens in hohem Grade würdig gewesen war.

Die neu herangezogenen Hdss. waren den früher benutzten auch darin ähnlich, daß doch keine von ihnen eine Schreibweise zeigte, die im Druck einfach hätte beibehalten werden können. Im Laurentianus 52 (*F*), derselben Hds., der wir eine so wertvolle Lesart wie das später noch zu würdigende  $\omega\varsigma \epsilon\varphi\alpha\tau'$ ,  $\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho \omicron\iota \alpha\upsilon\tau\iota\varsigma \pi\acute{o}\rho\omicron\nu$  verdanken, ist zwar  $\alpha$  440  $\tau\eta\tau\acute{o}\tau\omicron\iota \lambda\epsilon\chi\epsilon\sigma\iota$  in  $\lambda\acute{\epsilon}\chi\epsilon\sigma\iota$ ,  $\gamma$  84  $\delta\iota\omicron\upsilon \text{'}\omicron\delta\upsilon\sigma\sigma\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  in  $\text{'}\omicron\delta\upsilon\sigma\sigma\eta\omicron\varsigma$  richtig korrigiert; aber  $\alpha$  225 hat dieselbe zweite Hand  $\tau\acute{\iota}\pi\tau\epsilon \delta\acute{\epsilon} \sigma\epsilon \chi\rho\epsilon\acute{\omega}$  in  $\delta\acute{\epsilon} \sigma\epsilon \chi\rho\epsilon\iota\acute{\omega}$ ,  $\sigma$  57  $\tau\acute{o}\upsilon\tau\omega \delta\acute{\epsilon} \mu\epsilon \text{'}\iota\phi\iota \delta\alpha\mu\acute{\alpha}\sigma\sigma\eta$  in  $\tau\acute{o}\upsilon\tau\omicron \delta\acute{\epsilon} \mu\epsilon$  verderben; dicht beieinander stehen  $\sigma$  294  $\acute{\epsilon}\upsilon\gamma\gamma\acute{\alpha}\mu\pi\tau\omicron\iota\sigma\iota\nu \acute{\alpha}\rho\alpha\rho\upsilon\acute{\iota}\alpha\iota$  und 296  $\eta\lambda\acute{\epsilon}\kappa\tau\rho\iota\varsigma \acute{\epsilon}\epsilon\rho\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu$ . In den 331 Versen des Buches  $\zeta$  hat *F* mehr als 30 unmetrische Schreibungen:  $\acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\varphi\epsilon\lambda\omicron\varsigma$  45,  $\acute{\epsilon}\rho\iota\psi\epsilon$  115,  $\delta\omicron\acute{\alpha}\sigma\alpha\tau\omicron$  145;  $\eta\text{'}\epsilon \varphi\iota\lambda\acute{o}\xi\epsilon\nu\omicron\iota$  124;  $\chi\acute{\alpha}\iota\rho\omicron\upsilon\sigma\iota \delta\acute{\epsilon} \pi\alpha\tau\acute{\eta}\rho$  30,  $\kappa\alpha\tau\acute{\epsilon}\chi\epsilon\upsilon\epsilon\nu \chi\acute{\alpha}\rho\iota\nu$  235;  $\acute{\alpha}\lambda\lambda'$   $\acute{\epsilon}\gamma\omega\nu \alpha\upsilon\tau\acute{o}\varsigma$  126,  $\pi\acute{\alpha}\rho \delta' \acute{\alpha}\rho' \text{'}\omicron\delta\upsilon\sigma\sigma\eta\iota \theta\acute{\epsilon}\sigma\alpha\nu$  248,  $\delta\acute{o}\varsigma \delta\acute{\epsilon} \mu\omicron\iota \rho\acute{\alpha}\kappa\omicron\varsigma$  178,  $\mu\iota\nu \lambda\omicron\upsilon\sigma\alpha\sigma\theta\alpha\iota \pi\omicron\tau\alpha\mu\omicron\iota\omicron$  246;  $\Phi\alpha\iota\eta\kappa\omega\nu \acute{\epsilon}\varsigma \pi\acute{o}\lambda\iota\nu \text{'}\iota\mu\epsilon\nu$  (sic) 298. Diese Beispiele mögen genügen. Ludwich hat in den meisten Fällen die dem Metrum entsprechende Form oder Wortverbindung hergestellt:  $\acute{\alpha}\lambda\lambda' \acute{\alpha}\gamma' \acute{\epsilon}\gamma\omega\nu \alpha\upsilon\tau\acute{o}\varsigma$  126,  $\delta\acute{o}\varsigma \delta\acute{\epsilon} \rho\acute{\alpha}\kappa\omicron\varsigma$  178,  $\lambda\omicron\upsilon\sigma\theta\alpha\iota$  246,  $\Phi\alpha\iota\eta\kappa\omega\nu \text{'}\iota\mu\epsilon\nu \acute{\epsilon}\varsigma \pi\acute{o}\lambda\iota\nu$  298 usw., wobei er sich in der Regel auf das übereinstimmende Zeugnis der übrigen Hdss. oder doch der besten unter ihnen stützen konnte. Immer ging das nicht an:  $\varphi\iota\lambda\acute{o}\xi\epsilon\nu\omicron\iota$  124 haben die meisten und besten,  $\chi\acute{\alpha}\iota\rho\omicron\upsilon\sigma\iota \delta\acute{\epsilon} 30$  gar alle Hdss. Doch lassen wir die übrigen und begnügen uns für jetzt festzustellen, daß eine der ältesten und wertvollsten Urkunden der Odyssee an metrischen Anstößen reich ist, also, wenn danach ein lesbarer Text gedruckt werden soll, der emendierenden Hand des Herausgebers bedarf.

Für die Ilias steht es etwas anders; ganz ohne Fehler dieser Art ist jedoch auch der Venetus *A* nicht. Nur ein paar Proben:

in deren keiner mehr als eine der 5 teils bei La Roche teils bei Ludwich bevorzugten Hdss. erscheint. Eine Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses und des Wertes der angesetzten Gruppen kündigt er für später an.

Πηλέως υίε Π 24, τοῦ γ' ἰθὺς βέλος πέτετ(ο) Υ 99, ἀπ' ὀφθαλμῶν ἐκέδασ' ἀχλὺν Υ 344, τεταρπόμεθα Ψ 10 (anders 98), ὅτι τάχιστα Ψ 11 (anders 403), Βορέη als Versanfang Ψ 195, παρὲξ ἐλάσσησθα Ψ 344, μέγα (für μέλαν) δέ ἐ κῶμα Ψ 693, οὐτ' Ὀδυσσεύς Ψ 119, αὐτ' ἔριψε Ψ 842 (anders 845), μύσαν ὕσσ' ὑπὸ βλεφάροισιν Ω 637. Man muß auch Αἴαν Ἰδομενεῦ τε Ψ 493 als unmetrisch rechnen; denn wenn hier vom Schreiber Länge des *a* ausdrücklich markiert ist, so geht daraus nur hervor, daß er selbst sich des Anstoßes bewußt war, ebenso wie in der zu Ψ 697 (κάρη βάλλονθ' ἐτέρωσε) beigeschriebenen Variante βάλλονθ'. Nicht immer war eine Korrektur glücklich. Α 333 steht δοῦρὶ κλυτὸς Διομήδης mit übergeschriebenem *ει*, aber K 230 δοῦρὶ κλειτὸς Μενέλαος mit übergeschriebenem *υ*. Δ 542 war die ursprüngliche Lesart des Venetus χειρὸς ἐλοῦσ' ἀτάρ βελέων; daraus hat der Korrektor gemacht ἐλοῦσα αὐτάρ, also nicht bemerkt, daß seine beiden Verbesserungen einander aufheben. Der Syrische Palimpsest hat Ὀδυσσεύς statt Ὀδυσσεύς Ψ 709. 719, 755, aber ποσί statt ποσσί Ψ 749, Ἀχιλλῆος statt Ἀχιλλῆος Ω 309. — Das sind bekannte Erscheinungen, an die hier nur kurz erinnert werden sollte; sie zeigen, daß man auch der besten Überlieferung gegenüber nicht ganz ohne metrische Korrekturen auskommt und daß im Grunde nur über das Maß solcher Korrekturen gestritten wird.

Als beste Überlieferung erweist sich der Venetus *A* durch die Korrektheit des eigenen Textes; wertvoller ist er durch den Reichtum an Nachrichten über die Textkritik der Alten. Daß beide Vorzüge innerlich zusammenhängen, möchte man annehmen; der Tatbestand spricht aber dagegen. Ludwich hat gezeigt (AHT. I 134—146), daß Text und Scholien in dieser Handschrift ursprünglich gar nicht zusammengehörten, vielmehr Randbemerkungen und beigeschriebene Varianten oft einen andern Text voraussetzen, als den dem sie jetzt beigeschrieben sind, und daß dieser letztere weit davon entfernt ist, selber die aristarchische Rezension darzustellen. Unter 104 Stellen im ersten Gesange der Ilias, für welche Aristarchs Lesart überliefert ist oder erschlossen werden kann, sind 32, an denen der Venetus *A* im eignen Texte diese Lesart nicht hat (AHT. II 177 ff.). Und unter den 72 Fällen, in denen er zu Aristarch stimmt, kommt es nur einmal vor, daß er mit dieser Übereinstimmung unter den Hdss. allein steht (A 241 τότε); in allen übrigen Fällen gibt es mehrere — meistens ist es die große Mehrzahl, oft die Gesamtheit —, die Aristarchs Lesart ebenfalls

in ihrem Texte haben. Man darf also schließen: wenn von der venezianischen Hds. nur der Text, ohne alle Scholien und beigefügten Varianten, erhalten wäre, so würden wir in ihr zwar eine brauchbare Vulgata, doch keinen Anhalt haben, um der alexandrinischen Textgestalt näher zu kommen.

Walter Leaf<sup>2)</sup> war es, der diesen Schluß zog, und aus ihm die Frage ableitete: gibt es andere Urkunden, die uns in dieser Beziehung bessere Dienste leisten? Er ging auf zwei untereinander nahe verwandte Codices zurück, deren hervorragenden Wert zuerst C. A. J. Hoffmann behauptet und begründet hatte<sup>3)</sup>, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, beide aus dem 14. Jhdt., und verglich sie mit denjenigen beiden, die in La Roches Apparat nächst A den ersten Platz einnehmen, Laurentianus 32, 3 (C) und Laurentianus 32, 45 (D), beide aus dem 11. Jhdt. Um einen sicheren Maßstab für die Schätzung einer Hds. zu gewinnen, suchte er jedesmal festzustellen, wie viele unter den ihr eigentümlichen Lesarten auf alte Überlieferung zurückgingen. Und hierfür gab es mehrere Anhaltspunkte. Eine Lesart konnte (1) durch Didymos oder Aristonikos als alt bezeugt sein, und zwar entweder so, daß sie einem der drei großen Alexandriner zugeschrieben war (1 a), oder so, daß sie nur irgendwie von Didymos oder Aristonikos erwähnt war (1 b); sie konnte aber auch auf andere Weise als alt erkennbar sein (2), indem sie z. B. mit ἐν ἄλλῳ oder γράφεται im Venetus A beige-schrieben war oder in einem Grammatikerzitat bei Eustathios vorkam. An dritte Stelle kamen dann Lesarten, die, an sich brauchbar, einer Hds. eigentümlich, sonst aber nicht bezeugt waren. Nach dieser Methode gewann Leaf in bezug auf 1 und 2 folgendes Bild:

	1 a	1 b	2	zusammen
C	2	3	2	7
D	10	5	13	28
Vind. 5 u. Lips.	42	12	37	91

Die Inferiorität von C, der Vorzug der beiden von Hoffmann empfohlenen Hdss. sprang in die Augen. Leaf hatte gewiß recht: die bisherige Überschätzung der Hds. C beruhte darauf, daß sie einen leidlich korrekten, bequem benutzbaren Durchschnittstext

2) Leaf, The manuscripts of the Iliad, Journal of Philology 18 (1889) S. 184 ff. und 20 (1892) S. 237 ff.

3) Hoffmann, Das 21. und 22. Buch der Ilias, nach Hdss. und Scholien herausgegeben. Clausthal 1864.

*Falsche Fragestellung*

darstellt, während jene beiden durch eine Menge von Fehlern entstellt sind, zwischen denen man das Gute erst mühsam herausuchen muß. Aber diese Mühe lohnt sich denn doch. Wenn ein Text unter den Lesarten, die er mit keinem andern gemein hat, so viele nachweislich alte enthält, so ist die Vermutung berechtigt, daß auch unter den übrigen ihm eigentümlichen Lesarten manche altüberlieferte versteckt sein werden. Dieser Gedanke trägt weiter: mit der von Leaf angegebenen Betrachtungsweise ist ein Mittel gewonnen, um überhaupt die Ilias-Hdss. auf ihren Wert und auf ihre gegenseitigen Beziehungen zu prüfen.

Leaf selbst hat die Arbeit noch ein Stück gefördert. Er hat für sich alle Stellen gesammelt, an denen in den Scholien oder bei Eustathios eine alte Variante bezeugt ist — »rund 2000« —, und hat auf diese Stellen hin mehrere Hdss. durchgesehen, wobei besonders zwei Pariser (Grec 1805 und Supplément grec 144) als wertvoll anerkannt wurden. In großem Umfang hat dann Allen die Aufgabe ergriffen und hat 79 italienische Hdss. der Ilias nach der Leafschen Methode durchforscht und zu gruppieren gesucht<sup>4</sup>). Abgesehen von wenigen, die sich durch ungewöhnliche Selbständigkeit oder ungewöhnliche Kontamination der Einordnung entzogen, glaubt er 15 Familien unterscheiden zu können, und vermutet daß auch die außeritalienischen Hdss. unter eine oder die andere dieser Familien fallen werden. Insbesondere gilt ihm das (S. 112) von jenen beiden, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, die der von ihm angenommenen Familie *h* nahe stehen und wesentlich dazu beitragen können, deren gemeinsamen Charakter zu erkennen. Diese Gruppe — der Allen aus Italien 8 Hdss. zurechnet, unter ihnen als älteste einen Marcianus (458) des 12. oder 13. Jahrhunderts, mit  $\Xi$  419 beginnend — überragt auch hier, wie früher bei Leaf, alle andern an altem Besitz; im einzelnen sind natürlich die Zahlen etwas verändert, da Allen eine viel größere Menge von Hdss. in die Vergleichung hereingezogen hat, so daß manche Lesart, die früher isoliert erschien, jetzt in mehreren Exemplaren auftritt. Auch in der Klassifizierung der Lesarten hat Allen etwas geändert, indem er die Kolumnen *1 a* und *1 b* zusammenfaßte und in Kolumne 2 als altbezeugt auch solche Lesarten rechnete, die in

4) T. W. Allen, The text of the Iliad, Class. Rev. XIII (1899) p. 110—116. Daran schließen sich weitere höchst wertvolle Aufsätze von ihm in demselben und in den folgenden Bänden der gleichen Zeitschrift.

einem Papyrus sich finden. Danach hatte die Familie *h* unter 184 ihr eigentümlichen Lesarten 49, die von Didymos und Aristonikos erwähnt werden, und 7, die durch die Randscholien in *A*, durch Eustathios oder einen Papyrus als alt erwiesen sind (etwas anders später; s. S. 24). Die vier an Wert zunächst stehenden Familien hatten zwar von der zweiten Art durchschnittlich ebensoviel, von der ersten aber, also Lesarten die als Bestandteile ältester kritischer Wissenschaft gesichert sind, zusammen nur 12, gegen 49 in *h*. Wir dürfen hoffen, daß auch unter den übrigen für *h* charakteristischen Lesarten, die durch kein Parallelzeugnis äußerlich gestützt sind, Brauchbares und Gutes sich finden werde.

Dieser Hoffnung widerspricht Arthur Ludwich, der aus den Vorarbeiten seiner eignen Ilias-Ausgabe heraus »Beiträge zur homerischen Handschriftenkunde« veröffentlicht hat<sup>5</sup>). Er rühmt die Verdienste der beiden Engländer, findet aber Allens Einteilung vorläufig nicht überzeugend und hegt namentlich Zweifel gegen die praktische Verwendbarkeit von *h*, weil in dieser Gruppe »die nichtsnutzigsten Fehler und abscheulichsten Interpolationen« in einer Üppigkeit wuchern, daß man »sich immer erst durch einen Wust »von offenkundigen Nichtsnutzigkeiten hindurchquälen müsse, ehe »man auf ein Goldkörnchen stoße, dessen Echtheit unbestreitbar »sei«. Von schlimmen Fehlern und Auswüchsen in *h* gibt Ludwich (S. 77—79) Proben — die sich leicht würden vermehren lassen<sup>6</sup>) —, durch die gezeigt werden soll, »daß oft hinter dem scheinbaren »Reichtum die sicheren Spuren des Verfalls und der Fäulnis zutage »treten«. So ist es freilich. Aber daraus folgt doch nur, daß es schwer ist den Archetypus von *h* wiederherzustellen; der Wert dieser Urhandschrift bleibt unberührt. Daß er bedeutend gewesen

5) In einer Festschrift für C. F. W. Müller, enthalten im 27. Supplementbande von Fleckeisens Jahrbüchern (1900) S. 31—81.

6) Abschwächungen des Ausdrucks wie θανόντας für δαμέντας Π 420, πόνος für φόνος Τ 214 (die umgekehrte Vertauschung Φ 137) wird niemand bevorzugen. Eine Uniform wie ἴδοιε P 684, ein unsinniges ψαύειν für παύειν Φ 294 verraten den gedankenlosen Abschreiber. Oft erkennt man, was ihn vom Richtigen abgelenkt hat; z. B. die Erinnerung an eine geläufige Wortverbindung O 522, daß er ἐνὶ προμάχοισι μιγῆναι schrieb für δαμῆναι, oder P 346, wo aus dem ἀρηίφιλος Λυκομήδης ein Μενέλαος wurde, weil dieser Name neben demselben Epitheton geläufiger ist, — oder die äußere Gestalt eines benachbarten Wortes: Ἐκτορα δῆώσαντα statt δηώσαντε X 248, Γλάκεια neben Θάλεια für Γλάκη τε Σ 39.

sein muß, ist durch die ungewöhnliche Menge alter Grammatiker-Lesarten, die sie allein in den Text aufgenommen hatte, ein für allemal bewiesen. Welche sonst noch von den für *h* charakteristischen, d. h. sonst nirgends oder nur versprengt vorkommenden Varianten echt erscheinen und Vertrauen verdienen,\* muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig geprüft werden; die bloße Tatsache, daß eine Lesart in *h* erhalten ist, spricht noch nicht für sie. Wer sich also streng eine »Rekonstruktion des bestbeglaubigten Textes« zur Aufgabe gemacht hat, muß auf die Benutzung von *h* verzichten; wer aber darüber hinaus den Text zu emendieren wünscht und sich vor »inneren Gründen« nicht fürchtet, für den bietet *h* eine unverächtliche Fundgrube. Welche Stellung Ludwig selbst zu dieser Alternative eingenommen hat, soll später (Kap. 4) geprüft werden; jetzt mögen ein paar Beispiele anschaulich machen, was sich aus *h* gewinnen läßt.

Einen ersten Anhalt für unser Urteil geben gewisse Lesarten, über deren Ablehnung allerdings kein Zweifel sein kann. Σόν τε δού' ἐρχομένω — καί τε πρό θ τοῦ ἐνόησεν (K 224), dafür hat *h* ἐρχομένω, weil dem Schreiber die eigentümlich homerische Satzfügung nicht vertraut war. Für νηῶν ἐκφορόντο (T 360) setzte er aus gleichem Grunde ἐκ νηῶν ἐφέροντο, für δεινὰ δ' ὁμοκλήσας προσέφη im Nachsatze (Π 706) δεινὸν ὁμοκλήσας. Wo Achill vom Strome bedrängt wird, Φ 244 f., ὣθει δ' ἐν σάκεϊ πίπτων ῥόος· οὐδὲ πόδεςσιν εἶχε στηρίξασθαι, θ δὲ πετελέην ἔλε χερσίν, gab der Subjektswechsel und gleich danach das scheinbar neu einführende θ δέ Anstoß; der Urheber von *h* glich beides aus und schrieb εἶα für εἶχε. Ω 392 ἐπὶ νῆας (statt ἐπὶ νηυσίν) ἐλάσσας zeigt den nach späterer Denkgewohnheit korrekteren Kasus, I 354 ἴκωιντο (für ἴκωνεν), N 329 ἀφίκοιτο (für ἀφίκοντο), K 239 μηδ' εἰ βασιλεύτερος εἶη (für ἐστίν) eine Vorliebe für den obliquen Modus in der Satzfügung. Wenn von denen, die an die Arbeit gehen, H 417 f. gesagt wird: τοὶ δ' ὠπλίζοντο μάλ' ὦκα, ἀμφοτέρον, νέκυάς τ' ἀγέμεν, ἕτεροι δὲ μεθ' ὕλην, so ist die Ungleichmäßigkeit ἀμφοτέρον . . . ἕτεροι δὲ der homerischen Rede-weise ebenso natürlich, wie sie dem Regelbewußtsein eines Pedanten widerstrebt: *h* hat ἀμφοτέροι. Umgekehrt ist Z 264 (ἀνδρὶ δὲ κερμηῶτι μένος μέγα οἴνος ἀέξει), P 21 f. (σοῦς κάπρου δλοόφρονος, οὐ τε μέγιστος θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι πέρι σθένει βλεμεαίνει) das charakteristisch anschauliche Adjektiv durch das alltägliche Adverb ersetzt: μάλα ἀέξει, μάλιστα βλεμεαίνει. Fast in der gesamten

Überlieferung lautet I 73: *πᾶσά τοι ἔσθ' ὑποδείξη, πολέεσσι δ' ἀνάσσεις*; Aristarch schrieb *πολέσιν γὰρ ἀνάσσεις* in seinen beiden Ausgaben, wie Didymos bezeugt, der verständig bemerkt: *ἔχει δέ τι Ὀμηρικὸν καὶ ἡ διὰ τοῦ "δέ"*. Durch *γὰρ* wird das Verhältnis der Begründung deutlicher, und so steht in *h*. Dagegen Z 447 (*εἶ γὰρ ἐγὼ τόδε οἶδα κτλ.*) hat der Halbdenker, wer immer für *h* die Verantwortung trägt, den kausalen Zusammenhang nicht verstanden<sup>7)</sup>, und ihn beseitigt: *εἶ μὲν ἐγὼ τόδε οἶδα*. Zur Unzeit, klug war er auch I 558, meinte, ein Mann, der die Braut dem Gotte streitig zu machen wagte, müsse mehr durch Schönheit als durch Stärke sich ausgezeichnet haben, und schrieb *κάλλιστος* für *κάρτιστος*.

Reichlich sind, wie wir sehen, die Proben dafür, daß in *h* der Ausdruck ins Ebene und nüchtern Verständige gezogen ist; auch *χεῖρε* statt *χεῖρα* N 783, *ἐγγριμφοίεις* statt *ἐγγριμφας* Ψ 334 gehören dazu. Wenn im Gegensatz hierzu *h* dann und wann einen Ausdruck bietet, der grammatisch oder stilistisch vom Gewöhnlichen abweicht, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er nicht gemacht sondern aus älterem Bestande übernommen sein wird. Ξ 382 lautet in der großen Mehrzahl der Hdss.: *ἔσθλα μὲν ἔσθλος ἔδουε, χέρεια δὲ χείρονη δόσκεν*. Niemand würde daran Anstoß nehmen. Wenn wir aber in *h* lesen: *χέρηι δὲ χείρονα*, so empfinden wir sofort, daß das unmittelbare Übergehen von der Person des einen zu der des andern der Sprache Homers viel gemäßer ist als ein strenger Parallelismus; Leaf hat deshalb recht getan, in seiner Ausgabe so zu drucken. *Οὔτε ποτ' ἀντεφέροντο μάχη* (E 701), *συμφερόμεσθα μάχη* (A 736) sind wieder an sich ganz in Ordnung. Doch *h* u. a. haben an beiden Stellen den Akkusativ; so muß gefragt werden: welcher Kasus macht in dieser Verbindung den Eindruck des Ursprünglichen? welcher läßt sich psychologisch aus den Gedanken oder der der Gedankenarmut eines Abschreibers besser erklären? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein: *μάχη* ist abgeschliffen, *μάχην* als Objekt kraftvoll vorgestellt. — *Εἰ μὲν δὴ μ' ἐθέλεις τελέσαι τάφον Ἐκτορι δίφ, ὧδε κέ μοι ῥέζων, Ἀχιλεῦ, κεχαρισμένα θείης*: so sagt Priamos Ω 660 f. Mehrere Gruppen von Hdss.,

7) Ganz auf der Hand liegt der Sinn auch nicht, ist jedoch, wenn man Ton und Gebärde hinzudenkt, wohl zu empfinden: »Ich kämpfe (nur) für meines Vaters und meine Ehre; denn daß der Sieg uns versagt bleibt, weiß ich.«

unter ihnen *h*, bieten *ῥέξας*, und legen uns damit wieder eine ähnliche Frage vor. In welcher Richtung ist ein Abirren in der Überlieferung leichter zu verstehen? Nach dem Typus *λάθε βιώσας* ist griechisch gedacht *ῥέξας θείης*; das Partizip enthält nichts von dem Begriff der Vorzeitigkeit. Wie schwer es uns heute fällt, das feine Element der Aktionsart<sup>8)</sup> in den Formen des Aoriststammes zu empfinden, wissen wir aus Erfahrung; die durchgedrungene Variante *ῥέζων* scheint anzuzeigen, daß schon im späteren Altertum die Auffassung der Zeitformen sich vergrößert hatte. Nun haben wir umgekehrt M 104 (*Σαρπηδὼν δ' ἠγήσατ' ἀγακλειτῶν ἐπικούρων*) den Aorist, wo wir das Imperfekt erwarten, weil es in den vorangehenden Gliedern derselben Beschreibung durchweg gebraucht ist: *εἶπετο* 91, *ἤρχε* 93, *ἦν* 95, *ἤρχεν* 98. Wenn hier in *h* *ἠγεῖτο* steht, so sieht das zunächst wie eine syntaktische Korrektur aus, und dann wäre der Text von *h* wieder, wie in den zu Anfang besprochenen Fällen, der spätere. Aber *ἠγεῖτο ἀγακλειτῶν* gibt den Hiatus in der trochäischen Cäsur des dritten Fußes; Ahrens und Nauck haben gezeigt, daß dieser berechtigt war, doch aus Unverstand vielfach von Grammatikern und Abschreibern getilgt worden ist, indem sie Flexionsformen änderten, Flickwörtchen einsetzten<sup>9)</sup>. So werden wir Nauck zustimmen, wenn er auch an unserer Stelle *ἠγεῖτο* für das Bessere und Echte hielt. — Kasus und Numeri von *ἕκαστος*, wo es in der Apposition steht, sind in den Hdss. oft verwechselt, worüber ich früher (Fleckeisens Jahrb. 125 [1882] S. 241 ff.) einige Beobachtungen und Vermutungen mitgeteilt habe. Nur genaue Besinnung auf den sachlichen und logischen Zusammenhang kann jedesmal entscheiden. Danach habe ich I 87 f., wo von den sieben Feldwachen erzählt wird — *καὶ δὲ μέσον τάφρου καὶ τεύχεος ἕξον ἰόντες ἔνθα δὲ πῦρ κήαντο, τίθεντο δὲ δόρπα ἕκαστος* — den Plural gefordert und in meiner Ausgabe geschrieben; dasselbe hätte Σ 299 geschehen sollen, wo das vorhergehende *ἐν τελέεσσι* deutlich die Gliederung nicht in Personen sondern in Gruppen von Personen gibt. In *h* findet die Änderung an beiden Stellen auch eine äußere Stütze.

8) Vgl. hierüber die grundlegende Untersuchung von Gustav Herbig, »Aktionsart und Zeitstufe«, Idgm. Forschungen 6 (1898) S. 157—269. Danach ist *λάθε βιώσας* u. ä. erklärt in meiner »Grammatica militans«<sup>2</sup> S. 98.

9) Ahrens in seinen Homerischen Exkursen, Philol. 6 (1851) S. 11—27; jetzt Kl. Schr. I S. 123 ff. Nauck, Krit. Bem. VIII, BPt. 26 (1880) S. 210—219.

Auch in bezug auf die Wortwahl bietet *h* manchmal etwas minder Gewöhnliches, das eben dadurch den Eindruck der Echtheit macht, so daß es durch den geläufigeren Ausdruck der übrigen Hdss. korrigiert zu sein scheint. So könnte ἐξ θάλαμον κατεδύσσο Ω 494 das Ursprüngliche sein statt κατεβήσσο. In diesem Falle wäre freilich mit der Änderung nichts gewonnen. Aber διαπρὸ αἰχμῆ ἰεμένη ῥῆξ' ὄστέον (M 184 f.) ist anschaulicher als das stereotype αἰχμῆ χαλκείῃ; obendrein steht eben dieses Beiwort im vorhergehenden Verse an derselben Stelle, so daß man leicht sieht, wie es von da hier eingedrungen ist. Ὀρινομένους ὑπὸ καπνοῦ ist nicht so treffend und charakteristisch gesagt wie ἀτυζομένους; so haben Θ 183 alle Hdss., I 243 nur einige, zu denen (nach Monro und Allen) die von *h* gehören. — Wie Priamos sieht, daß der geliebte Sohn dem gefährlichen Feinde stand halten will, ῥωξεν δ' ὁ γέρων, κεφαλὴν δ' εἰ γε κόψατο χερσὶν ὑψόσ' ἀνασχόμενος; so pflegt hier (X 33 f.) gelesen zu werden. In *h* heißt es λάξσο χερσίν; das ist an sich schwächer; aber es malt rührender die Bestürzung des Greises, und läßt Spielraum zu einer Steigerung am Schluß der Rede: ἤ ῥ' ὁ γέρων, πολιὰς δ' ἄρ' ἀνὰ τρίχας ἔλκετο χερσὶ τίλλων ἐκ κεφαλῆς (77 f.). Daß Abschreibern κεφαλὴν λάξσο ungewohnt vorkam, zeigt die Erklärung ἤψατο, die in einer Handschrift (Marc. IX 2) in den Text gedrungen ist; so könnte (trotz Ψ 686) auch die Vulgata dem Wunsche zu helfen entsprungen sein.

Solches Bestreben braucht nicht immer zu etwas Verkehrtem geführt zu haben; innerhalb einer Sprache, die so viel Konventionelles enthält wie die homerische, konnte es auch dem Abschreiber einmal gelingen, durch leichte Änderung einen gefälligen Wechsel, vielleicht gar einen charakteristischen Zug hervorzubringen. Was H 186 in *h* steht φέρων ἀν' ἔμιλον Ἀχαιῶν, klingt weniger steif als die herrschende Lesart, die den Ausgang von 183 wiederholt, φέρων ἀν' ἔμιλον ἀπάντη. Aber wer möchte entscheiden, ob durch unbewußtes Zurückgleiten des Auges die Wiederholung oder durch wählerische Rücksicht die Abwechslung entstanden sei, ob Ἀχαιῶν oder ἀπάντη der Dichter gesagt habe? — Meriones heißt Π 649 δουρικλοτός, N 266 πεπνομένος in demselben Formelverse (τόν δ' αὖ . . . ἀντίον ἤδδα); da er in Π das Wort nimmt, um dem Amas gegenüber seine Kraft im Speerkampf zu rühmen, in N, um einen Vorwurf zurückzuweisen, den er aus den Worten des befreundeten Führers Idomeneus herauszuhören meint, so sind beide

Epitheta gut an ihrem Platze. Aber wie N 254? Da kommt er, sich eine Lanze zu holen. Vortrefflich wäre *δουρικλυτός*, nach *h*, weniger lebendig<sup>10)</sup> *πεπνυμένος* nach den übrigen, zu denen ein Papyrus gehört. Das Bessere kann das Ursprüngliche sein; aber es kann auch anders gegangen sein. — Menelaos schilt N 620 ff. in längerer Rede die Troer, die ihm durch Entführung seiner Gemahlin schweren Schimpf angetan haben und jetzt die Schiffe der Achäer zu verbrennen trachten; während es sogar im Genusse — Schlaf, Liebe, Tanz und Gesang — für Menschen eine Grenze der Sättigung gibt, sind die Troer unersättlich im Kampfe. Dieser Gedanke bildet den Anfang wie den Schluß der Rede (621. 639). Wenn in solchem Zusammenhang mit dem Zorne des Zeus gedroht wird, *ξενίου, ὅς τέ ποτ' ὕμμι διαφθέρσει πόλιν αὐτήν* (625), so ist der Sinn deutlich: die frechen Angreifer sollen selbst ins Unglück gestürzt werden. Demgegenüber erscheint *πόλιν αἰπήν*, mit üblichem Beiwort, nichtssagend. Aber so haben *A* und die weitaus meisten Hdss., nur wenige, darunter die wichtigste der *h*-Familie (Lips. 1275), *αὐτήν*. Und diesmal ist es mir doch sehr wahrscheinlich, daß der sinnreichere Wortlaut vom Dichter herrührt, das geläufige Epitheton einem Abschreiber aus der Feder lief. Wir müßten sonst den Urheber von *h* für einen Mann halten, der auf Grund eindringender psychologischer Betrachtung in selbständigen Konjekturen glücklich war; und das würde zu der Vorliebe für das Gewöhnliche nicht stimmen, die wir vorher bei ihm kennen gelernt haben.

Auf Grund psychologischer Erwägung möchte ich noch an zwei Stellen die Form des Gedankens, die in *h* überliefert ist, als die ursprüngliche in Anspruch nehmen. Achill schließt sein Gebet für Patroklos mit dem Wunsche (Π 246 ff.): *αὐτὰρ ἐπεὶ κ' ἀπὸ ναῦσι μάχην ἐνοπήν τε δίηται, ἀσκηθῆς μοι ἔπειτα θοάς ἐπὶ νῆας ἴκοιτο τεύχεσσι τε ξὺν πᾶσι καὶ ἀγχεμάχοις ἐτάροισιν*. Wenn einige, unter ihnen *h* und der Syrische Palimpsest, *ἰκέσθω* schreiben, so könnte das ja willkürliche oder unwillkürliche Vergrößerung sein. Aber wir wissen durch Aristoteles (Poet. p. 1456<sup>b</sup>, 15 f.), daß Protagoras an *μῆνιν ἄειδε θεά* Anstoß nahm, weil der Dichter im

10) Darauf hat Karl Franke hingewiesen: De nominum propriorum epithetis Homericis (Greifswalder Dissert. 1887) S. 28. Durch diese treffliche Arbeit ist die hier angewandte Betrachtungsweise zuerst angeregt worden.

Gebete den Imperativ anstatt des Wunschmodus angewandt habe; einen Versuch, dies zu rechtfertigen (*κατὰ τὴν ποιητικὴν ἢ τοὶ ἄδειαν ἢ συνήθειαν*), haben die Scholien (*A*) zu *A* 4 erhalten. Dieses Bedenken hat also die alten Erklärer beschäftigt. Nun ist die zweite Person des Imperativs in Gebeten ganz gebräuchlich<sup>11)</sup>; in dritter steht — außer *ἐχέτω* *Γ* 282, das von anderer Art ist — naturgemäß der Optativ: *τίσειαν* *A* 42 im Gebete des Priesters, *ῥέοι* *Γ* 300 in einer Verwünschung derer, die den Vertrag etwa brechen sollten (*ὀππότεροι πλημύειαν*), *εἴποι, χαρείη* *Z* 479. 484 in Hektors Worten, sogar nach vorhergehendem *ὄστε* (476). Aber in all diesen Fällen ist die Stimmung anders, als da wo Achill den Freund in den Kampf sendet: der Sohn der Göttin ist gewöhnt, daß Zeus ihn hört (236 f.); und vollends jetzt ist er sich bewußt etwas zu leisten (239 f.), und meint dafür auch etwas fordern zu können. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß das kraftvolle *ίέσθω* vom Dichter beabsichtigt war und auf Grund undichterischer Bedenklichkeit in *ίκοιτο* korrigiert worden ist. — Priamos klagt über die gefallenen Söhne (*Ω* 498 ff.): *τῶν μὲν πολλῶν θεοῦρος Ἄρης ὑπὸ γούνατ' ἔλυσεν· ὃς δέ μοι οἶος ἔην, εἴρυτο δὲ ἄστῳ καὶ αὐτούς, τὸν σὺ πρόφην κτεῖνας ἀμυνόμενον περὶ πάτρης*. Wenn dem in *h* u. a. *καὶ αὐτός* gegenübersteht, so scheint auf den ersten Blick die Vulgata den besseren, ja ein *ipse quoque*, »ebenfalls«, überhaupt keinen rechten Sinn zu geben. Aber »selbständig« geht leicht in den Begriff »allein« über; und so wird *αὐτός* von Homer wirklich gebraucht: *ἔχει δέ τε κίονας αὐτός* *α* 53; *Τυδείδης δ' αὐτός περ ἐὼν προμάχοισιν ἐμίχθη* *Θ* 99. Das ist etwas ganz anderes: »Der mein einziger war und auch allein die Stadt beschirmte.« Leaf hatte vollkommen recht: einen so vortrefflichen Gedanken möchte man selbst durch Konjektur, wenn es darauf ankäme, herstellen. Für den Wert der Überlieferung, der wir ihn verdanken, legt er — *καὶ αὐτός* — das wirksamste Zeugnis ab.

11) Und zwar nicht bloß bei Anrufung der Musen, sondern in wirklichen Gebeten innerhalb der Erzählung: *ὄς* z. B. *ζ* 327. *Γ* 322. *E* 448, *κοίμησον* *Π* 524, *ῥπασσον* *H* 205, *πέμψον* *K* 464. *Ω* 310. Aus diesem Grunde kann ich der feinsinnigen Deutung, die Adolf Roemer (Zur Kritik und Exegese von Homer, Euripides, Aristophanes und den alten Erklärern derselben, in den Abhandlungen der K. Bayer. Akad. I. Kl. XXII. Bd. III. Abt. [1904] S. 579 ff.) für die Formel *ἄειδε, ἔννεπε* gegeben hat, doch nicht ganz zustimmen.

Um so weniger ist es zu verstehen, daß Allen und Monro dem Beispiele Leafs nicht gefolgt sind und doch  $\alpha\tau\omicron\upsilon\varsigma$  gedruckt haben. Ja, was soll man dazu sagen, daß sie an keiner der hier herausgehobenen Stellen die Lesart von  $h$  in den Text gesetzt haben? Geben sie damit nicht denen nach, welche den Gebrauchswert dieses Zweiges der Überlieferung für sehr gering halten? Niemand kann doch hoffen, für eine gewonnene Einsicht andere zu gewinnen, wenn er sich nicht selber entschließt nach ihr zu handeln. Solche Entschlossenheit würde auch für die Lösung der allerdings noch wichtigeren theoretischen Frage etwas genützt haben: wie kommt es, daß jene alten Varianten und diese guten Lesarten sich im Texte gewisser Hdss. erhalten haben? wo liegt der Ursprung dieser Familie? — Leaf hielt es für möglich, daß  $h$  der Abkömmling einer alten, vielleicht voraristarchischen Ausgabe sei (Journ. of Philol. 18 [1890] p. 204). Da wäre es doch seltsam, daß sich von dieser Ausgabe sonst keine Spur und keine Erwähnung erhalten hätte. Auch ist die Menge der bewahrten alexandrinischen Lesarten, so sehr  $h$  damit andre Gruppen von Hdss. überragt, doch an sich nur gering; man würde nicht verstehen, wie in einer aus ältester Quelle direkt abgeleiteten Textgestalt gerade diese paar versprengten Reste des früheren Bestandes übrig geblieben sein sollten. Dieses Bedenken spricht freilich auch gegen die zweite mögliche Annahme: daß  $h$  auf die Textesrezension eines späteren zurückgehe, der, ähnlich wie der Verfasser des Viermänner-Kommentars, Ausgewähltes aus alter grammatischer Wissenschaft für sich oder seine Leser nutzbar machen wollte. Die tatsächliche Planlosigkeit der Auswahl bliebe wieder unbegreiflich. Allen, der diese Gründe sorgfältig abwog, meinte die Art, wie das alexandrinische Element im Texte von  $h$  erscheint, nur aus dem Wirken des Zufalls erklären zu können. So ist er zu einer dritten Hypothese gelangt: irgendein früher Abschreiber hätte Varianten am Rande notiert; ein späterer oder mehrere spätere hätten hier und da, ohne bewußtes Prinzip, nur etwa durch die äußere Form der Randbemerkung veranlaßt, diese als Korrektur genommen und in ihrer eigenen Abschrift verwertet; so sei allmählich eine kleine, scheinbar willkürliche Auswahl alter Lesarten in den Text gedrungen (Class. Rev. 14 [1900] p. 290 f.).

In  $h$  finden sich nach Allens letzter Zählung 221 charakteristische Lesarten, unter ihnen 71 (statt 56), die alten Varianten

entsprechen (vgl. oben S. 17). Diese lassen sich nach der aufgestellten Theorie erklären, die übrigen — mehr als zwei Drittel der Gesamtzahl — zunächst nicht. Wie wir gesehen haben sind unter ihnen einige vortrefflich, so daß sie den Stempel der Ursprünglichkeit an sich zu tragen scheinen und gleicher Herkunft wie jene 71 sein sein könnten; andre deuteten auf nüchtern verstandesmäßige Überarbeitung hin, also auf ein bewußtes Eingreifen. Im ganzen glaube ich deshalb, daß für die Sonderstellung von *h* die rechte Erklärung erst noch gefunden werden muß und daß, wenn sie gefunden werden sollte, einen wesentlichen Anteil daran haben wird die Vorstellung von persönlicher Sinnesart und Arbeitsweise des oder der Menschen, die hier gewirkt haben. Eine Untersuchung dieser Frage kann aber nur unternommen werden auf Grund einer vollständigen Kollation aller in Betracht kommenden Hdss.; vielleicht hat Allen eine solche bereits in Händen. Möglich wäre es ja auch, daß durch eine überraschende Entdeckung uns ein Originalstück einer mit dem Archetypus von *h* verwandten Textgestalt beschert würde. Die Papyrusfunde, so gering an Umfang die einzelnen Stücke meistens auch sind, haben uns schon manche unverhoffte Aufklärung gebracht, freilich auch manches neue Rätsel aufgegeben.

Einzelne Papyrus-Hdss. bieten einen Text, der in seinem Bestand an Versen von der herrschenden Überlieferung aufs stärkste abweicht; die Frage, wie das zu erklären sei, soll uns im folgenden Kapitel beschäftigen. Zunächst fassen wir vorzugsweise die weit überwiegende Menge solcher Papyri ins Auge, die sich der Vulgata anschließen, in der Art ihrer Varianten und in manchen einzelnen derselben mit den Hdss. des Mittelalters übereinstimmen und deshalb derjenigen Stufe in der Geschichte des Homertextes zugerechnet werden können, die wir für die Archetypi dieser Hdss. ansetzen müssen<sup>12)</sup>. Von unmittelbarer Verwandtschaft mit *A* oder einer

12) Arthur Ludwich hat im J. 1900 in den »Beiträgen zur homerischen Handschriftenkunde« (Fleckeisens Jahrb. Suppl. 27 S. 34—36) ein genaues bibliographisches Verzeichnis aller auf Homer bezüglichen Papyri zusammengestellt. Für die neueste Zeit geben die Literarischen Übersichten in Wilckens »Archiv für Papyrusforschung« sicheren Anhalt, um die mannigfach zerstreuten Originalpublikationen aufzufinden.

der von Allen angenommenen Familien ist noch nicht viel zutage getreten<sup>13)</sup>.

Auch auf dieser Stufe gibt es in nicht ganz geringer Menge Schreibungen, die, indem sie das Metrum verletzen, Korrektur fordern. Daß ein größeres Stück so annähernd frei davon ist wie die von Hunt im *Journal of Philology* (26 [1899] p. 25—59) mitgeteilten umfangreichen Abschnitte aus N und Ξ, erscheint als Ausnahme. Und doch begegnen auch hier Ξ 255 *πειθεο ἐγω*, 209 *ομοιω[θη]ναι φ[ιλοτητ]ι*, wo noch zwei der ältesten Zeugnisse denselben oder einen ähnlichen Überschuß von Silben bieten. Anderwärts finden sich, um einige Beispiele anzuführen: *εχευαν* für *ἔχεαν* Σ 347, *ικανον μετα* für *ἴκοντο μετά* Γ 264, *δαιε δε οι εκ* für *δαϊέ οί εκ* E 4, *αινιγηες* für *Ἐνιῆγες* B 749, *ειλασσωμεσθα ανακ[τ]α* A 444, wo unsere Hdss. teils *ἰλασσόμεσθα* teils *ἰλασσόμεθ'* haben. Der in unerträglicher Gestalt überlieferte Vers η 89 (*ἀργύροι δὲ σταθμοὶ ἐν χαλκῷ ἕστασαν οὐδὲν*), den zu ändern sich auch Arthur Ludwich entschlossen hat, zeigt in einem Leipziger Papyrus (III, aus dem 4. Jhdt.; *Blaß Ber. Sächs. Ges. d. Wiss.* 1904 S. 244 f.) eben jene Form und Folge der Wörter. Ob ein bei Z 449 einmal an den Rand geschriebenes *εὐμμελιου* Erklärung zu *[εὐμμελι]ω* sein soll oder Variante, ist nicht sicher (Grenfell and Hunt, *the Oxyrhynchus Papyri III* [1903] p. 84 ff.). Möglich wäre auch das zweite; ein *Vindobonensis* (49) hat *εὐμμελίου* im Texte, obwohl es vor *Πριάμοιο* eine Silbe zu viel ergibt. Auf der andern Seite wird der Vers unvollständig durch Schreibungen wie *εκδυοντο* für *ἐξεδύοντο* Γ 444, *βοωπι ποτνια* Σ 357, was übrigens hier und O 49 auch in A u. a. so geschrieben ist und von Aristophanes gebilligt wurde. Manchmal ist der Fehler von derselben oder einer späteren Hand korrigiert: *τροιηθεν μολοντα* Ω 492 im *Bankesianus* in *τροιηθε* geändert, in *αθηναις* ζ 294 die Silbe *ναι* eingeklammert (Fayūm Towns and their Papyri [1900] p. 93), in *ἀμφ οδουσσα* χ 284 das erste σ (*The Oxyrhynchus Pap. III* p. 94 f.); andererseits in *οσομενη*

13) Auf eine Ausnahme hat Allen (*Class. Rev.* 13 [1899] p. 445) hingewiesen. Ein paar andere sind seitdem hinzugekommen. Ein Bruchstück aus Z (*Pap. Ox.* 445; Grenfell a. Hunt, *The Ox. Pap. III* [1903] p. 84 ff.) zeigt in Text und Scholien Verwandtschaft mit dem *Venetus A*; Stücke aus χ und ψ (*Pap. Ox.* 448; ebenda p. 94 ff.) stimmen mit zwei Hdss. (*Vindobonensis* 433 und *Monacensis* 519 B) in bemerkenswerter Weise überein.

Ω 172 ein zweites σ eingeschoben (Kenyon, *Class. Texts from Papyri in the Brit. Mus.* [1891] p. 100 ff.), [ο]νειδειον Φ 393 aus ονειδεον hergestellt (Grenfell and Hunt, *New class. Fragments* [1897] p. 5 ff.). Freilich kommt auch das Umgekehrte vor, daß ein Fehler erst hineinkorrigiert ist: χρυση, wie E 724 der Vers verlangt, in χρυση (Pap. Oxyrh. 760), desgleichen χρυση in χρυση Ω 699 (Pap. Mus. Brit. 128, *Class. Texts* [1891] p. 100 ff.), ähnlich wie an der vorher erwähnten Stelle (χ 281) im Harleianus dem richtigen Ὀδυσῆα noch ein σ überschrieben ist. Im ganzen finden wir — auch abgesehen von stärkeren Proben individueller Nachlässigkeit (The Oxyrhynchus Papyri III p. 91 f., N 58—99) — in den Papyris bestätigt, woran wir uns bei den Pergamenthandschriften erinnert haben: daß die Schreiber, und vermutlich ebenso die Leser, in früheren Zeiten an unmetrischen Silbengruppen weniger Anstoß nahmen als wir tun würden.

Fruchtbarer ist natürlich die Betrachtung der sprachlich guten und in positivem Sinne lehrreichen Lesarten, die wir den Papyris verdanken. Wenn wir, wie billig, den schon früher bekannten Bankesianus mitrechnen, so gibt es jetzt acht Stellen, an denen diese alten Niederschriften eine Konjektur bestätigen, die dem Digma zu liebe gemacht war.

B 213 ζς ῥ' ἔπεα, dafür ζσσ' ἔπεα Pap. Mus. Brit. 126 (Kenyon, *Class. Texts from Papyri in the British Museum* [1891] p. 81 ff.). Der Text, dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. angehörig, mit Akzenten und Lesezeichen, war flüchtig und mit manchen Mißverständnissen geschrieben, die dann von einer zweiten Hand nur zum Teil korrigiert worden sind. Dabei ist ζσσ' stehen geblieben; es soll ζς bedeuten, was Bentley gefordert, Bekker<sup>2</sup> (ζς *Fέπεα*) und Nauck geschrieben haben.

B 316 hat derselbe Papyrus τὴν δ' ἐλιξάμενος, unmetrisch geschrieben für τὴν δὲ ἐλιξάμενος, während in allen übrigen Hdss. δ' ἐλελιξάμενος steht. Durch die Lesart des Papyrus wird wieder Bentleys Korrektur bestätigt, welche diesmal auch Bekker<sup>2</sup> und Nauck nicht angenommen hatten; nur Payne Knight war der Entschlossene gewesen.

B 795 ist τῷ μιν εἰσαμένη in allen Hdss. überliefert. Heyne forderte *φεισαμένη*, Bekker<sup>2</sup> schrieb *ἐφεισαμένη*, Nauck τῷ μιν εἰσαμένη. Und so, ohne Vorsilbe, steht es in einem Oxforder Papyrus, den Petrie herausgegeben, Leaf für seine Ausgabe selbst verglichen hat.

Γ 403 οἴσετε δ' ἄρν' wurde von Heyne und Payne Knight durch Tilgung des δ' dem *f* entsprechend geändert. Bekker<sup>2</sup> ist ihnen gefolgt, während Nauck die Korrektur nur unter dem Text erwähnt. Wieder jener Papyrus (Mus. Brit. 126) hat richtig οἴσετε ἄρν'. Eine einzelne dieser Schreibungen könnte man bei der schon erwähnten Flüchtigkeit der Schrift für zufällig halten; drei zusammen, innerhalb weniger hundert Verse, stützen sich gegenseitig.

Z 493 πᾶσιν, ἐμοὶ δὲ μάλιστα, τοὶ Ἰλίῳ ἐγγεγάασιν: statt dessen in einem alten Zitat (Epiktet diss. III 22, 408) μάλιστα δ' ἐμοί, τοί, und so haben nach Hoffmanns Vorgang Bekker<sup>2</sup> und Nauck drucken lassen. Ein Papyrus des zweiten oder dritten Jhdts. n. Chr. (The Oxyrh. Pap. III p. 84 ff., Nr. 445), in dem die Worte ebenso, ohne Kürzung des *οι* vor Ἰλίῳ, gestellt sind, hebt jeden Zweifel an der Richtigkeit der Korrektur.

Ψ 498 — — — — — ὠκέα δ' Ἴρις

ἀράων ἀίουσα μετὰγγελος ἦλθ' ἀνέμοισιν.

Der Ausgang des ersten Verses ist einheitlich so überliefert; um des für Ἴρις angenommenen *f* willen forderte Bentley ὦκα δὲ Ἴρις, und ihm ist Payne Knight gefolgt, während Bekker<sup>2</sup> und Nauck bedenklich blieben. Die Verbindung ὠκέα Ἴρις schien durch Fälle wie O 472, auch B 786. E 368. Λ 495 u. a. gestützt zu werden.

Nachdem jetzt in einem Papyrus des 3. Jhdts. v. Chr. — allerdings einem der interpolierten Stücke, die uns im zweiten Kapitel beschäftigen sollen — die Lesart ΩΚΑΔΕΙΡΙC als überliefert zutage getreten ist, werden wir kaum zweifeln können, daß sie, auch in dem späten vierundzwanzigsten Gesange, die echte ist. Die Berechtigung des *f* im Anlaute des Namens der Göttin hat neuerdings Menrad eingehend begründet: »Über die neuentdeckten Homerfragmente«, Sitzungsber. der Bayer. Akad. phil.-hist. 1897 II S. 328 ff.

Ω 320 διὰ ἄστεος ist aus dem Bankesianus bekannt und seit lange richtig verwertet, gegenüber dem unmetrischen δι' ἄστεος einiger Hdss. und der Vulgata ὑπὲρ ἄστεος. Auf diese Stelle müssen wir in anderem Zusammenhange (Kap. 4) zurückkommen.

γ 372 θάμβος δ' ἔλε πάντας ἰδόντας oder πάντας Ἀχαιοῦς, dafür hat ein Genfer Papyrus (Nicole, Revue de Philol. 18 [1894] p. 402) θάμβησε δὲ λαὸς Ἀχαιῶν. Er bestätigt also diejenige Lesart, durch die ein Anstoß beim *f* vermieden wird. Wenn er sie zugleich modifiziert, so könnte das, was er bietet, auch an sich als das bessere erscheinen; denn die nicht gerade schöne Wieder-

Lgr.-H. Greek P.  
II (1897) n. 4

kehr des ελε innerhalb von zwei Versen (372. 374) wird beseitigt, worauf Blaß, Interpolationen S. 14, rühmend aufmerksam gemacht hat. Es kann aber auch umgekehrt sein und der erste Herausgeber recht haben, daß die Scheu vor Eintönigkeit einem Schreiber Anlaß zur Korrektur gegeben hätte. Nach dem, was Kurt Witte (Singular und Plural [1907] S. 79 f.) über das sekundäre Auftreten des Singulars von λάος bei Homer gelehrt hat, wird man geneigt sein der zweiten Erklärung den Vorzug zu geben.

Zu den im vorstehenden gesammelten Fällen gesellt sich ein ähnlicher aus Hesiods Ἄσπις, wo in V. 15 Gottfried Hermann statt des Versausganges οὐ γάρ οἱ ἦεν gefordert hatte οὐ δέ οἱ ἦεν, und dieses nun in einem Papyrus aus der Zeit um 400 n. Chr. zu lesen steht (Paris supplém. Grec 1099). Durch das alles wird die sprachgeschichtliche Textkritik, soweit sie darauf ausgeht die Wirkungen des F wiederherzustellen, in erfreulicher Weise gestützt. Das Entsprechende kann man in bezug auf die Behandlung kontrahierter Vokale leider nicht sagen. Außer den schon erwähnten beiden Fällen, in denen das ε von χρυσέη nachträglich eingeschoben ist, findet es sich auch von erster Hand geschrieben in einem kleinen Stück aus dem 3. Jhd. vor Chr. (Brit. Mus. 689<sup>b</sup>; Grenfell a. Hunt, New classical fragments [1897] p. 5): [χ]ρυσεην Δ 111; und auf demselben Blättchen steht Δ 113 [σα]κεα, in Übereinstimmung mit fast allen Hdss., statt des durch den Vers geforderten σακη. Vollends hart ist die Synzese ἦμος δ' ἑωσφόρος Ψ 226 auf einem Papyrus derselben Zeit, eben jenem, der uns das ὦκα δὲ Ἴρις erhalten hat (ebenda p. 5 ff.; Ludwich, Homervulgata S. 56 ff.). Dagegen ist erwünscht, auf dem Leipziger Papyrus (III) des 4. Jhdts. n. Chr., τηλεθάοντα η 114, allerdings nur als Bestätigung dessen, was an dieser Stelle auch die meisten Hdss. haben. Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß Ω 192, wo κεχάνδει handschriftlich überliefert und auch für Aristarch bezeugt ist, ein Papyrus des 4. Jhdts. vor Chr. (Brit. Mus. 128) das von Fick (in seiner Ausgabe 1886) eingeführte ο in der Stammsilbe hat: [χεχ]ονδει. Wie πέπονθα zu πείσομαι ἔπαθον, so stellt sich κέχονθα zu χεῖσεται σ 17, ἔχαδε Δ 24 u. s., so daß Wackernagel recht hat, wenn er vermutet, daß κεχανότα Ψ 268. δ 96 nur auf einem Textfehler beruhe (BphW. 1891 S. 1476). Derselbe Gelehrte fand durch eben diesen Papyrus Ω 681 seine Forderung (KZ. 28 [1887] 132) von πολαουρούς für πωλαωρούς unterstützt.

Viele werden Κ[λοται]μήστρης willkommen heißen, das A 413 einer der Oxyrhynchus-Papyri (Nr. 748, 3. Jhd. n. Chr.) bietet, das älteste Beispiel dieser Schreibung in griechischen Handschriften, in denen sonst erst im 10. und 11. Jhd. Κλοταιμήστρα neben Κλοταιμνήστρα auftritt. In den besten lateinischen Hdss. freilich ist *Clytaemestra* oder *Clytemestra* die vorherrschende Form; und die attischen Vasen lassen durchweg und zwar in zahlreichen Beispielen das ν weg. So ist die Vermutung entstanden, Κλοταιμήστρα sei der eigentliche und echte Name; und man muß fast fürchten für rückständig zu gelten, wenn man an μν festhält. Auch Paul Kretschmer hat sich, in seiner Untersuchung über den Dialekt der Vaseninschriften<sup>14)</sup>, der neueren Ansicht angeschlossen. Ebenso möglich bleibt doch, daß μν lautlich in der Sprache des täglichen Lebens zu μ geworden wäre, wofür ja andere Beispiele aus dem Griechischen der Vasen vorliegen: Μήσιλ(λ)α, Ἀ[γ]αμέμω[ν]. Die Entscheidung muß von einer anderen Seite her kommen. Papageorgios, der erste entschlossene Vertreter der Schreibung ohne ν, erinnerte an das Epitheton δολόμητις, das Klytämnestra bei Homer einmal hat (λ 422), und an die Worte Agamemmons in der Unterwelt (λ 429): οἶον δὲ καὶ κείνη ἐμήσατο ἔργον ἀεικές. Aber auch Ägisthos heißt in der Odyssee δολόμητις, fünfmal; und der angeführte Vers kann auch ohne etymologische Beziehung sehr wohl verstanden werden. Dagegen hat Bruhn in seinem Kommentar zur Taurischen Iphigenie (1894) hervorgehoben, daß die Königin vom Chor (208) bezeichnet wird als ἁ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων, ohne Nennung ihres Namens; daraus ergebe sich klar, daß dem Euripides die Form Κλοταιμνήστρα, nicht Κλοταιμήστρα geläufig gewesen sei. Hier liegt die Sache anders als in dem Verse der Nekyia: der Dichter wollte nicht von einer schon vorher genannten Person etwas erzählen, sondern durch seine Worte den Namen der Person ersetzen. So glaube ich in der Tat, daß durch Bruhns glückliche Beobachtung die Frage entschieden ist, und zwar für Κλοταιμνήστρα.

Dem syntaktischen Gebiete gehört Γ 54 χραῖσμοι an, wie in einem Papyrus aus Oxyrhynchus (Nr. 754) von zweiter Hand statt

14) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894) S. 467. In einer Anzeige dieses Werkes (WkIph. 1895 S. 1165) habe ich die oben vorgetragenen Bedenken zum erstenmal ausgesprochen. In ähnlichem Sinn hat dann Arthur Ludwig (Kritische Miscellen, Königsberger Progr. 1897) zu der Frage Stellung genommen.

χραίσμη hergestellt ist. Den Optativ hatte bisher nur eine Mailänder Hds.; Bekker<sup>2</sup> aber schrieb so, um die konditionale Entsprechung herzustellen: οὐκ ἄν τοι κραίσμοι κίθαρις τά τε δῶρ' Ἀφροδίτης ἢ τε κόμη τό τε εἶδος, ἔτ' ἐν κονίησι μιγείης. Doch an einer ganz ähnlichen Stelle ist der Konjunktiv durch seine längere Form, die der Vers verlangt, gesichert, Λ 386 f.: εἰ μὲν . . . πειρηθείης, οὐκ ἄν τοι κραίσμησι. Auch ρ 540 liegt die gleiche Gedankenverbindung unzweifelhaft vor. Danach sehe ich keinen Grund, von der so gut wie einstimmigen handschriftlichen Überlieferung dem Papyrus zu liebe abzuweichen, um so weniger als auch er ursprünglich den Konjunktiv hatte; die Korrektur kann durch eben die grammatische Erwägung veranlaßt worden sein, die später Bekker anstellte. — Isoliert stand bisher der Gebrauch des Mediums von ἔπω in der Verbindung ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτόν Τρωῆς ἔποντο(ο) Λ 473 f.; deshalb wurde dafür von La Roche u. a., auch von mir, aus Λ 483 das Aktiv eingesetzt. Jetzt bringt ein Papyrus (Oxyrh. 550) zu Λ 563—565 (ὧς τότ' ἔπειτ' Αἴαντα . . . . Τρωῆς ὑπέρθυμοι . . . νόσσοντες . . . αἰὲν ἔποντο) die Variante: ὧς ῥα τότ' ἀμφ' Αἴαντα κτλ., die mit Recht von Blaß gelobt wird. Denn das anschauliche ἀμφ' Αἴαντα . . . . ἔποντο, am Anfang und am Ende einer ausgeführten Schilderung, ist dem homerischen Denken gemäßer als das logisch zusammengehaltene Αἴαντα . . . νόσσοντες . . . ἔποντο. Von hier aus findet dann aber das Medium auch in 474 seine Bestätigung. — Ein Bruchstück (α 81—102) aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., das in Bd. II der Tebtunis Papyri erscheinen soll und von Allen für seine Odysseeausgabe schon benutzt werden konnte, hat α 85 ὀτρύνομεν ὅτι τάχιστα, was, verglichen mit Ψ 71 (θάπτε με ὅτι τάχιστα, πόλας Ἀΐδαο περήσω) und den dort zur Erklärung dienenden Stellen Z 340. X 429 f., sehr den Eindruck des Ursprünglichen macht. *aber s. Jerk, Phot. 106*

In bezug auf den Wortgebrauch bieten die Papyri besonders an zwei Stellen interessante Abweichungen. Auf die eine, χ 130 ἀρχου τη[ς] statt ἄρχ' αὐτῆς (Pap. Ox. Nr. 448), hat Blaß hingewiesen: diese Lesart werde allen denen willkommen sein, die das αὐτοῦ attischen Gebrauches aus Homer austreiben wollen (Archiv III [1906] S. 265). In der Tat könnten wir uns freuen, die dem Epos ursprünglich fremde und erst in jüngeren Partien aufkommende Verwendung von αὐτοῦ im Sinne von eius hier beseitigt zu sehen; doch kann ου für αυ in einer wenn schon im ganzen guten Abschrift des 3. Jahrhunderts n. Chr. auch auf

Zufall beruhen. Sollte, wie beim  $\mathcal{F}$ , die Zahl der Beispiele sich mehren, so würde dieser Zweifel gehoben sein. — Wichtiger ist eine andre Variante, in einem Papyrus derselben Zeit, der aus  $\Delta$  größere Stücke bewahrt hat (Mus. Brit. 136; Kenyon, Classical texts from Papyri etc. [1891] p. 93 ff.). In der *Ἐπιπόλησις* schilt Agamemnon,  $\Delta$  338 ff.:

ὦ υἱὸς Πεπεῶο διοτρεφέος βασιλῆος,  
καὶ σὺ, κακοῖσι δόλοισι κεκασμένη, κερδαλέοφρον,  
τίπτε καταπτῶσσοντες ἀφέστατε, μίμνετε δ' ἄλλους;

Der Papyrus hat *λόγοισι* für *δόλοισι*, und das sieht wirklich wie etwas Altes und Gutes aus. Der Gedanke wird schärfer, wenn gerade ein Vorzug, die Redegewandtheit, zum Vorwurf gewendet wird. Und daß die Gelehrten des Altertums an dem seltenen *λόγος* bei Homer Anstoß nehmen, wissen wir auch sonst. In der Odyssee zwar (*μαλακοῖσι καὶ αἰμολίοισι λόγοισι α* 56) ist es unbeanstandet geblieben; in der Ilias aber gab es zu *ἔτερπε λόγοις* O 393 die Variante *ἔτερπε λόων*, deren Zweck deutlich ist. So läßt sich vermuten, daß auch  $\Delta$  339 *λόγοισι* das Ursprüngliche war.

Im übrigen wird man nicht allzu bereit sein dürfen, neue Lesarten deshalb zu bevorzugen, weil sie durch einen Papyrus bezeugt sind. Oft sind es wirklich keine Verbesserungen, wie *οὐκ ἀγαθὴ πολυκοιρανίη* B 204 statt des kräftigeren *ἀγαθόν* (Pap. Hibeh Nr. 19), *ἀλλ' ἀκέων* für *ἀλλὰ ἐκών* Z 523 (Pap. Ox. 445), *ἦμαρ* für *ἄλλαρ*  $\Lambda$  823 (Genfer Pap.; Nicole, Revue de philol. 18 [1894] p. 107), *ἐλαύνων* für *ἐλαύνειν*; das erst von zweiter Hand wiederhergestellt ist,  $\Psi$  434 (Mus. Brit. 128). Und auch, wo auf den ersten Blick die Variante etwas Ansprechendes hat, ist Vorsicht geboten. Wenn es  $\Xi$  474 von Antenors Sohne heißt: *αὐτῷ γὰρ κεφαλὴν ἄγχιστα ἔοικεν* (Mus. Brit. 732; Hunt, Journ. of Philol. 26 [1899] p. 25—59), so ist *κεφαλὴν* ja leichter verständlich als das sonst überlieferte *γενεήν*; aber eben deshalb könnte es aus früherer Konjektur in den Text gekommen sein.  $\Lambda$  525 mag *ἐπιμῆξ ἵπποι τε καὶ ἄνδρες* (Pap. Ox. 550) manchem natürlicher erscheinen als *ἵπποι τε καὶ αὐτοί*; und *ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας* steht B 554.  $\Pi$  167. Doch auch die Gegenüberstellung von *αὐτοί* ist nicht unerhört (*αὐτῶν τε καὶ ἵππων* B 762); und das Schlichtere kann so gut wie vom Dichter auch vom Abschreiber eingesetzt worden sein. Patroklos hat in seiner Kindheit einen Spielgefährten erschlagen, dann, flüchtig, bei Peleus Aufnahme gefunden. Daran

erinnert die Seele des Verstorbenen im Traum den Achilleus (Ψ 87 f.):  
 ὅτε παῖδα κατέκτανον Ἀμφιδάμαντος νήπιος, οὐκ ἐθέλων, ἀμφ' ἀστρά-  
 γάλοισι χολωθεῖς. Wenn dafür in einigen Hdss. und nun in einem  
 Papyrus (Oxyrh. 447) νήπιον steht, so wird man anerkennen müssen,  
 daß dadurch ein neuer und rührender Zug in den Gedanken hin-  
 einkommt: die Harmlosigkeit des Unglücklichen, der dem Jähzorn  
 des Knaben zum Opfer fiel, während νήπιος neben οὐκ ἐθέλων  
 und nach vorhergehendem με τοῦτόν ἐόντα (85) entbehrlich er-  
 scheint. Anstoß aber gibt es nicht, und so wird man doch viel-  
 leicht vorziehen bei der Vulgata zu bleiben.

Im ganzen ist unser Vertrauen zu dieser, und zwar gerade  
 zu ihrer reinsten Darstellung in *A*, durch die Papyri eher bestärkt  
 als erschüttert worden. Dies gilt auch in bezug auf Athetesen. *Musica*  
 Ludwich hat (Fleckeisens Jahrb., 27. Suppl. S. 79) eine Reihe von  
 Beispielen festgestellt, in denen Verse, die der Venetus entweder  
 überhaupt nicht kennt oder erst von zweiter Hand eingefügt hat,  
 auch in Papyris fehlen: E 42. 57. N 255. 316. Ψ 565. 804.  
 Nicht in all diesen Fällen scheint mir die Auslassung ein Vorzug.  
 Weder E 42 noch E 57 (dieser Vers auch in *A* nachgetragen)  
 machen an sich den Eindruck müßiger Zusätze; vollends Ψ 804  
 ist für den grammatischen Zusammenhang kaum zu entbehren. *also N 316*  
 Immerhin ist es bemerkenswert, daß gerade für Ψ die Abschrift,  
 in der die beiden Verse fehlen, nach Buchstabenform und Schreib-  
 weise dem 4. Jhdt. vor Chr. zugewiesen wird (Brit. Mus. 428;  
 Kenyon, Classical texts from papyri [1894] p. 400 ff.). Wir können  
 also die Textüberlieferung, der *A* zugehört, die Vulgata der mittel-  
 alterlichen Hdss., bis zum Anfang unserer Zeitrechnung und noch  
 darüber hinaus verfolgen. Bis dicht an die Zeit der Alexandriner  
 kommen wir heran. Ist es möglich noch weiter aufwärts zu  
 steigen?